

# **Theoria cum praxi: Von den Chancen in der Wissensgesellschaft**

Absolventenfeier am Otto-Suhr-Institut-der FU Berlin

Dr. Arend Oetker, Präsident des Stifterverbandes

9. Juli 2010

*- Es gilt das gesprochene Wort -*

Liebe Frau Professor Vinz,  
lieber Herr Professor Beck, lieber Herr Walther,  
sehr geehrte Absolventinnen und Absolventen,  
meine sehr verehrten Damen und Herren,

wie manche von Ihnen wissen, habe ich selber 1963 ein Jahr lang am OSI studiert. Das war damals eine aufregende und intellektuell bereichernde Erfahrung. Die wirklich spannenden Zeiten sollten aber noch kommen, als das OSI zu einem der Brennpunkte der 68er-Bewegung wurde. Heute gilt das OSI als eines der renommiertesten Institute der Freien Universität Berlin und größte politikwissenschaftliche Einrichtung in Deutschland. Sehr gerne habe ich die Einladung angenommen, auf der diesjährigen Absolventenfeier zu sprechen.

Das OSI hat einige sehr namhafte Absolventen hervorgebracht, von Anne Will bis Otto Schily. Mir gefällt der Gedanke, dass unter den hier versammelten Damen und Herren einige Persönlichkeiten sind, die jetzt noch unbekannt sind, aber sich in der Zukunft einen Namen machen und sich in die Reihe der prominenten Alumni einreihen werden.

Ich finde es übrigens sehr gut und richtig, dass die Hochschulen seit einigen Jahren ihr Augenmerk verstärkt auf symbolische Inszenierungen richten. Eine Absolventenfeier gehört zu den Dingen, die an keiner Hochschule fehlen sollten. Denn der Abschluss des Studiums bedeutet eine große Umbruchsituation im Leben. Sie stehen vor dem Eintritt in eine ganz neue Lebensphase. In den vergangenen drei bis sechs Jahren haben Sie ihr Wissen vervollkommen. Jetzt kommt es darauf an, es einzusetzen.

Von mir, sehr geehrte Absolventinnen und Absolventen, erwarten Sie, Ihnen für das Kommende den einen oder anderen Gedanken mit auf den Weg zu geben. Ich will damit beginnen, dass ich mich auf den Philosophen Gottfried Wilhelm Leibniz beziehe.

Geboren am 1646 in Leipzig, gestorben 1716 in Hannover gilt Leibniz als einer der letzten Universalgelehrten, der das gesamte Wissen seiner Zeit überblickte. Leibniz war aber auch – in modernen Begriffen gesprochen – Politikberater und Innovationsmanager. Seine berühmte Formel „theoria cum praxi“ bringt bis heute eine der zentralen Herausforderungen an jede Wissenschaft auf den Punkt – nämlich das theoretische Wissen mit praktischen Anwendungen zu verbinden. Diese Herausforderung gilt für Natur- wie Gesellschaftswissenschaften gleichermaßen. So wie ein Physiker aufgerufen ist, seinen Blick auch auf die möglichen technologische Anwendungen seiner Erkenntnisse zu richten, so sind die Geisteswissenschaften, namentlich die Politik- und Sozialwissenschaften, aufgefordert, sich in gesellschaftliche Debatten einzumischen und ihr Wissen dort einzubringen. Ich habe gelesen, dass

das OSI sich Leibnizens Maxime ebenfalls auf die Fahnen geschrieben hat, indem es sich zur angewandten Grundlagenforschung bekennt.

Leibniz hat zu seiner Zeit stets versucht, sein Wissen für gesellschaftliche Veränderungsprozesse einzusetzen. Er kann uns noch immer als Vorbild dienen.

Auf mathematischem Gebiet entwickelte Leibniz unabhängig von Isaac Newton die Infinitesimalrechnung, führte den Funktionsbegriff und das duale Zahlensystem ein. Er konstruierte eine Rechenmaschine und schuf frühe Grundlagen für heutige Computer.

In der Theologie versuchte er, die Unterschiede der Konfessionen auszugleichen und das Problem zu lösen, wie sich ein gütiger Gott mit der Tatsache des Leids in der von ihm geschaffenen Welt vereinbaren lasse, das so genannte Theodizee-Problem.

Leibniz stand viele Jahre in Diensten der Fürsten von Hannover. Seine Aufgabe kann man wohl in modernen Begriffen mit der eines Staatssekretärs vergleichen. Leibniz selber maß ihr größte Bedeutung zu. Auf seine staatsrechtlichen Darlegungen war er stolz. In zahlreichen Denkschriften bemühte sich Leibniz beharrlich um eine gute Regierung des Hauses Hannover. Für die Geschichtsforschung setzte er mit seiner Geschichte des Welfenhauses neue Standards der Quellenkritik. Daneben beschäftigte er sich mit Sprachforschung und löste ingenieurtechnische Probleme.

Ein interessantes und wenig bekanntes Beispiel für das Wirken des Philosophen Leibniz als Politikberater und politischer Analyst habe ich

einem Essay von Professor Gert Wagner aus dem Jahrbuch 2008/2009 der Leibniz-Gemeinschaft entnommen.

Im Jahre 1685 legt Leibniz dem Fürsten Johann Friedrich von Hannover einen Entwurf „gewisser Staatstafeln“ vor. Hören wir Leibniz selbst:

„Ich nenne Staats-Tafeln eine schriftliche kurze Verfassung des Kerns aller zu der Landesregierung gehörigen Nachrichten, so ein gewisses Land in Sonderheit betreffen, mit solchen Vorteil eingerichtet, dass der hohe Landesherr alles darin leicht finden, was er bei jeder Begebenheit zu betrachten, und sich dessen als eines der bequemsten Instrumente zu einer löblichen Selbst-Regierung bedienen könne“.

Staats-Tafeln sollen also dem Landesfürsten helfen, sein Land zu regieren. Die Idee fiel damals auf dünnen Boden. Heute indessen wissen wir, dass umfassende statistische Unterlagen für sachgerechte politische Entscheidungen unverzichtbar sind.

Man könnte vielleicht sagen. Leibniz war seiner Zeit nicht nur als Computerpionier weit voraus. Er hat auch das Statistische Bundesamt vorweggenommen.

Meine Damen und Herren,

nehmen Sie sich Leibniz zum Vorbild. Versuchen Sie, wo immer möglich, Ihrer Zeit voraus zu sein.

Fragen Sie sich: wenn ich so denke wie ich denke, wohin führt mich das? Was mache ich dann anders? Inwiefern hilft es, ist es nütze? Wie sollte es überhaupt idealerweise sein und welche Hindernisse bestehen?

Kurz: Verbinden Sie Theorie und Praxis. Seien Sie dabei so beharrlich, wie Leibniz es war.

Unsere Gesellschaft braucht wenige Dinge so sehr, wie die kluge Verbindung von Theorie und Praxis. Genauer gesagt bedarf die moderne Wissensgesellschaft derjenigen, die beides verbinden.

Man kann dazu auch Bildung sagen. Dabei geht es gerade nicht um Wissen, das angehäuft wird, sondern um Wissen, das im richtigen Kontext eingeordnet angewandt wird.

Mit meiner Einschätzung des Bedarfs an diesem Denken übertreibe ich nicht und möchte das gerne begründen.

Wenn ich von Wissensgesellschaft spreche meine ich die Besonderheit, dass sich unser Wohlstand vor allem auf Wissen statt auf materielle Güter wie Rohstoffe gründet. Obwohl natürlich Rohstoffe und im übrigen die ganze Industrie eine erhebliche Rolle spielen gerade in Deutschland. Doch es ist eben der Mehrwert, der diesen Gütern durch Wissen hinzugefügt wird, der uns wettbewerbsfähig macht.

Denken Sie an die Systeme, die wir überall zur Ordnung unserer Gesellschaft benötigen: Das Gesundheitssystem, das Rentensystem, das Bildungssystem, ich kann aber auch ein wenig einfacher ein über die Jahre gewachsenes IT-System einer der Firmen herausgreifen, an der ich beteiligt bin. Solche Systeme oder Organisationen lassen sich kaum

zielgerichtet steuern. Sie sind nicht mit Maschinen vergleichbar, die immer das gleiche Resultat zeigen, wenn man auf die gleiche Taste drückt.

Stattdessen drückt man hier und ändert dort etwas und dann passiert nichts oder ganz woanders passiert etwas oder etwas passiert, hat aber Nebenwirkungen an anderer Stelle. Leider ist das internationale Finanzsystem wohl ein besonders gutes Beispiel für ein höchst komplexes Gebilde, dessen Wirkung im Ganzen schwer erfassbar ist – und das dann auch sehr schwer zu reformieren und in Grenzen zu halten ist.

Wir befinden uns oft in einer Art Komplexitätsdschungel.

Hinzu kommt, dass sich dieser Dschungel permanent ändert. Wir haben mit den neuen Kommunikationsmedien, mit moderner Logistik, mit dem weltweiten Globalisierungsprozess eine enorme Beschleunigung erlebt. Der Innovationswettbewerb ist ein Marathon, der wie eine Aneinanderreihung von Sprints erscheint.

Der Wandel ist unaufhaltsam und irreversibel. Alle gesellschaftlichen Bereiche, seien es Wirtschaft, Arbeitswelt, Politik, Kommunikation oder private Bereiche, werden davon berührt. Für Gesellschaften wie für den Einzelnen gilt in einer solchen Welt das Prinzip: Wer schneller und zielgerichteter lernt als andere ist im Vorteil.

Wissen erlangt somit einen immer höheren Stellenwert. Komplexität und Wandel erhöhen den Bedarf nach kritischem, theoriegestütztem Denken, Können und Handeln.

Die Zukunft liegt im Organisieren, im Beraten, im Forschen und im Entwickeln. Unser Bildungssystem muss die dafür notwendigen

Qualifikationen vermitteln. Dabei sind Fachwissen, Schlüsselqualifikationen und soziale Kompetenz gleichermaßen wichtig. Ich komme auf die Frage des Bildungssystems noch zurück.

Im 21. Jahrhundert entscheidet nicht Kohle, Maschinenbau oder Mikrochips über Aufstieg oder Niedergang, sondern zuallererst die Anzahl der klugen Köpfe in einer Gesellschaft.

Für jeden Einzelnen bedeutet das: Wer mit seinem Wissen über dem des Durchschnitts liegt, gehört zu den Gewinnern.

Gewinner? Moment. Im Vergleich zu wem eigentlich?

Der Akademiker gegen den Schulabbrecher mit Hartz IV?

Wir Deutschen gegen die Chinesen, die mit ihren niedrigen Kosten und steigender Innovationskraft die Grundlagen unseres Wohlstandes und damit Wohlfahrtsstaates gefährden?

Die Selbstständigen gegen die Angestellten? Die Materiell erfolgreichen gegen die, die im sozialen oder karitativen Bereich arbeiten?

Was ich damit sagen will: Das Wort „Gewinner“ drückt eine klare Dualität aus, die es nur in einem Spiel mit festen Regeln gibt.

So ist das Leben aber nicht.

Tatsächlich gibt es sehr viele Dimensionen, die für ein gelungenes Leben eine Rolle spielen. Ob Sie „gewinnen“ und oder nicht, müssen Sie mit sich selbst ausmachen.

Auch im Arbeitsleben gibt es nicht nur gewinnen und verlieren. Es gibt harten Wettbewerb, und (manchmal gleichzeitig) gegenseitige Befruchtung, es gibt Chancen und Risiken ohne Realisierungssicherheit.

Sie haben mit Ihrem abgeschlossenen Studium beide Seiten erworben, man kann auch sagen, Sie sind nun beiden Seiten ausgesetzt.

Die (Leistungs-)Ansprüche an sie als „Wissensträger“ sind hoch. Sie müssen „es bringen“ – gut ausgebildet, engagiert, ein Leben lang auf der Höhe der Zeit. Sie werden immer wieder in Wettbewerbssituationen stehen, die nicht immer angenehm sind. Umgedreht ausgedrückt jedoch haben Sie die Chance, mit Ihrer Bildung gestaltend tätig zu werden und sich mit neuen Ideen zu beschäftigen.

Sie werden gebraucht als Menschen, die Theorie mit Praxis verbinden.

Ich habe gehört, dass Sie hier unterschiedliche Abschlüsse feiern. Bachelor- mischen sich mit Masterabsolventen. Einige von Ihnen haben noch die traditionellen Abschlüsse Magister oder Diplom erworben. Nun hoffe ich nicht, dass einige sagen: Zur Verbindung von Theorie und Praxis war keine Zeit in meinem Studium, ich habe nur einen Bachelor gemacht, damit habe ich jetzt etwas, das nicht Fisch noch Fleisch ist. Wie gesagt hoffe ich, dass Sie das nicht so sehen. Ich kann mir aber vorstellen, dass Sie die Vorzüge und Nachteile der unterschiedlichen Abschlüsse intensiv diskutieren.

Daher einige Worte dazu:

Der studentische Bildungsstreik im Jahr 2009 hat erstmals die Aufmerksamkeit einer breiteren Öffentlichkeit auf die Bologna-Reform gelenkt. Studenten und Professoren des OSI gehörten zu den Protestlern der ersten Stunde. Hier am OSI wurden Hörsäle besetzt. Die Kritiker der Umstellung der Abschlüsse bekamen in der öffentlichen

Debatte Oberwasser. Plötzlich wandte sich eine gemeinsame Allianz aus Studenten, Professoren, Rektoren und Wissenschaftspolitikern gegen die Reform.

Vor zehn Jahren haben Europas Wissenschaftsminister einen Reformrahmen für die gestufte Studienstruktur aufgespannt. Ihn zu füllen, blieb den Ländern, insbesondere den Hochschulen überlassen. Statt jedoch Studiengänge von Grund auf neu zu gestalten, wurden die alten Studieninhalte vielerorts phantasielos in die neuen Formen übertragen. Statt die Idee der Universität neu zu interpretieren und im Studium eine Balance zwischen Freiraum und Führung zu finden, wurden die Prüfungs- und Kontrollprozesse zum Exzess getrieben. Das hat berechtigte Kritik ausgelöst. Der Vorwurf lautete, mit der Bologna-Reform habe die „Verschulung“ an den Hochschulen Einzug gehalten.

Es wäre aber verfehlt, die Reform selber für fehlgeleitet zu erklären. Denn dass die Reform ihre Ziele erreichen kann, zeigen Reformstudiengänge aller Disziplinen, von Philosophy & Economics in Bayreuth bis Sozialwissenschaften in Düsseldorf, die der Stifterverband gefördert hat. Dort sind die Studienzeiten gesunken, ebenso die Abbrecherquoten. Auch der Berufseinstieg gelang besser als zuvor. Gerade für die Geisteswissenschaften ist das ein drängendes Thema. Die Mitgliedsunternehmen des Stifterverbandes haben in mehreren Bachelor-Welcome-Erklärungen die neuen Abschlüsse begrüßt und die Absolventen willkommen geheißen.

Ich sage es deshalb gern auch an dieser Stelle: Der Stifterverband hat sich von Anfang an für die Bologna-Reform eingesetzt und sie

konstruktiv begleitet. Für uns war klar, dass die Hochschulen neue Antworten auf eine veränderte Rolle finden mussten.

Denn das Studium an unseren Hochschulen muss anders organisiert werden, wenn bis zu fünfzig Prozent eines Altersjahrgangs an die Hochschulen streben und nicht bloß zehn Prozent wie zwei Generationen zuvor.

Auch erfordert die heutige akademisierte Arbeitswelt mehr internationale Mobilität, mehr Möglichkeiten akademischer Weiterbildung und flexiblere Bildungsbiographien.

Schließlich sollten neue Zielgruppen zur Aufnahme eines Studiums bewegt werden, um den gestiegenen Fachkräftebedarf einer wissensbasierten Gesellschaft zu befriedigen. Ich denke, das habe ich gerade hinreichend beschrieben.

Das System der traditionellen Studienabschlüsse hatte auf diese Herausforderungen keine überzeugenden Antworten. Ein im internationalen Vergleich später Berufseintritt durch lange Studiendauer, hohe Studienabbruchquoten, eine geringe Berufsorientierung der Studierenden sowie mangelnde internationale Kompatibilität der Abschlüsse zeigten die Reformnotwendigkeit des alten Systems auf.

Einige **Fakten und Trends** deuten nun darauf hin, dass die Reform entgegen der Meinung ihrer lautstarken Kritiker **Erfolge** aufzuweisen hat.

Das Studium ist attraktiver geworden. Seit Beginn des Bolognaprozesses stieg die Studienanfängerquote von etwa 31 Prozent auf knapp 37 Prozent eines Jahrgangs.

Die Studiendauer hat sich deutlich verkürzt. Studierende erhalten einen ersten berufsqualifizierenden Abschluss (Bachelor) im Mittel nach 6 Semestern, den Master erreichen sie im Durchschnitt nach weiteren 4,4 Semestern. Ein typisches Diplomstudium dauerte vor der Studienreform 11,5 Semester.

Der Studienabbruch ist leicht rückläufig, wenn auch fächerspezifisch unterschiedlich.

Vor allem aber: Studierendenbefragungen zur Qualität von Studium und Lehre zeigen, dass die Zufriedenheit seit dem Ende der 1990er Jahre stetig gestiegen ist.

**Ganz unberechtigt war die Kritik** an den Ergebnissen der Reform indessen **nicht**. Teilweise ist an die Stelle von unstrukturierter Beliebigkeit in den alten Studiengängen eine detailverliebte Übersteuerung getreten. Die Wahlfreiheit und Eigenverantwortung der Studierenden wurde in manchen neuen Studiengängen zu stark eingeschränkt. Die Prüfungsdichte hat deutlich zugenommen. Einige Hochschulen leiten erhebliche Personalressourcen in die vermeintlich prestigeträchtige Masterphase, was sich negativ auf die Bachelorausbildung auswirkt. Oft wird der Master nur als „Vervollständigung“ eines grundständigen Studiums statt als eigenständiger Studiengang gestaltet.

Einiges ist eingetreten, das sich die Politiker in Bologna sicher ganz anders vorgestellt hatten – ein Indiz für die immens schwierige Aufgabe der Reform des komplexen deutschen Hochschulwesens.

Diese Defizite wurden von den Verantwortlichen in Hochschulen und Politik erkannt. Das ist ein Verdienst nicht zuletzt des Bildungsstreiks. Die Reform der Reform hat begonnen.

Ich komme zum Schluss.

Wenn Sie einmal die andere große Berliner Universität besuchen, dann werden Sie dort kluge Worte an der Wand lesen, von denen sich angehende Politikwissenschaftlerinnen und –wissenschaftler angesprochen fühlen dürfen.

Im Treppenhaus des Hauptgebäudes der Humboldt-Universität prangt die elfte Feuerbach-These von Karl Marx:

„Die Philosophen haben die Welt nur verschieden *interpretiert*, es kommt aber darauf an, sie zu *verändern*.“

Die Marxsche These wurde 1953 auf Anordnung der SED angebracht. Seit dem Mauerfall hat man immer wieder kontrovers diskutiert, ob die These nicht entfernt werden müsse. Indessen: Die Worte sind geblieben. Ich finde das auch ganz richtig. Denn sind wir nicht frei, unsere eigene Deutung in ihnen zu finden?

Ich persönlich lese in der These von Karl Marx einen Appell an alle Menschen, insbesondere an die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler und akademisch gebildeten Menschen, ihr Wissen und ihr Können zum Wohl der Gesellschaft einzusetzen.

Gerade an die Politikwissenschaften geht ein klarer Auftrag: Helfen Sie dabei mit, das politische System noch ein bisschen besser zu machen. Tragen Sie mit ihrem Wissen dazu bei, dass die tagespolitischen Entscheidungen noch ein bisschen nachhaltiger, klüger und gerechter ausfallen.

Verändern Sie die Welt, so wie es Marx von Ihnen fordert. Verbinden Sie Theorie und Praxis, wie es Leibniz vorgemacht hat.

Ich wünsche Ihnen dabei alles Gute.  
Vielen Dank.